

## Von der Hauptstadtposse zur Erfolgsgeschichte. Die Entstehung des Jüdischen Museums Berlin

Am 2. März 2015 fand mit der Moderatorin Cilly Kugelmann und den Gesprächsteilnehmern Inka Bertz, Daniel Bussenius und Heinrich Wefing ein Gespräch zum Auftakt der wissenschaftlichen Publikationsreihe des Jüdischen Museums Berlin statt.

Der erste Band dieser Reihe stammt aus der Feder des promovierten Historikers Daniel Bussenius und ist thematisch auf die Vorgeschichte des heutigen Jüdischen Museums Berlin in den Jahren 1971 bis 2001 fokussiert.

Vorweg gesagt: Bussenius hat ein sehr gutes Buch geschrieben, was wahrlich kein leichtes Unterfangen war. Für die Museumsgeschichte wie auch für die Auseinandersetzungen um den historischen Hintergrund im "kulturellen Sektor" der deutschen Nachkriegsgesellschaft wird dieses Buch ein Standardwerk sein. Niemand wird je wieder einen solchen Berg von Aktenordnern durcharbeiten und die Quellen so akribisch genau aufzeichnen, wie Bussenius dies getan hat. Einsicht in die unveröffentlichten Quellen insbesondere bei der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur bekam Bussenius ab 2006 nur, weil es sich um eine Auftragsarbeit von Professor Dr. Michael W. Blumenthal handelte, die er als dessen Forschungsassistent übernahm. Er recherchierte mit Unterbrechungen bis 2012, herausgekommen ist das Werk im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen im Oktober 2014.

In seiner Einleitung schreibt Bussenius, dass es ihm um die „politische“ Entstehungsgeschichte des Museums, das heißt die Entscheidungen über seine Errichtung ging. Auf die zahlreichen Ausstellungskonzepte, die im Laufe dieser langen Zeit entwickelt wurden, wird nur am Rande eingegangen, weil nach Ansicht des Autors das eigentliche Problem *nicht* Fragen der Ausstellungsgestaltung waren, sondern die Frage nach der Stellung des Jüdischen Museums.<sup>1</sup>

Diese thematische Begrenzung des Sujets ist natürlich angesichts der Unmengen von Akten, die es zu studieren galt, nur allzu berechtigt. Auch ist es einem Historiker aufgegeben, seine geschichtswissenschaftlichen Studien aus der Distanz zum „Objekt“ vorrangig auf der Basis von aktenkundigen Materialien und Dokumenten zu bewerten.

Aber klar ist auch, dass Bussenius damit nur die „halbe Wahrheit“ der Entstehung des Jüdischen Museums Berlin durchleuchtet hat. Sammlungsaufbau, Ausstellungen und Ausstellungskonzepte für das Jüdische Museum Berlin ab 1975 sind so sehr mit der „politischen“ Entstehungsgeschichte verknüpft, dass es den sprichwörtlichen Wollknäueln, die kaum noch zu entwirren sind, gleichkommt, die Bereiche voneinander trennen zu wollen. Alles war politisch, von Anfang an. Insbesondere der Sammlungsaufbau ist geprägt nicht etwa so sehr vom politischen Willen für ein Jüdisches Museum in Berlin, sondern viel mehr vom Willen seiner Vermeidung.<sup>2</sup>

Von Reiner Güntzer, der von 1967 bis 1995 als Museumsreferent der Berliner Kulturverwaltung und ab 1995 bis zu seiner Verselbständigung in einer Stiftung unermüdlich war, die Geschehnisse des Jüdischen Museums hoheitlich lenken zu wollen, kann in Abwandlung des napoleonischen Grundsatzes über die Gleichberechtigung der Juden gesagt werden: *Alles für eine jüdische Abteilung, nichts für ein Jüdisches Museum.*

Nach der Wende von 1989 war der politische Wille auf „Vereinigung“ und waren die museumspolitischen Weichen und Prioritäten der Berliner Kulturverwaltung und seines Museumsreferenten auf die Fusion von „Berlin Museum – Märkisches Museum“ gerichtet. Aus der Retrospektive auf den Museumskonflikt der 1990er Jahre ist bei genauem Hinsehen zu erkennen, dass das seit Gründung der Gesellschaft für ein Jüdisches Museum in Berlin im Jahr 1975 angestrebte Jüdische Museum angesichts dieser neuen Museumspolitik völlig ins Hintertreffen geriet. Das ging so weit, bezogen auf Ausstellungskonzepte, dass die frühe Geschichte der Juden in Berlin bis 1871 im Märkischen Museum, die neuere Geschichte bis 1933 im Kammergerichtsgebäude und „integriert“ in die allgemeine Berlingeschichte in den oberen

Räumlichkeiten des Neubaus gezeigt werden sollten. Da es sich hier um „historische Räume“ unter Leitung eines noch zu berufenden Historikers handelte, sollte der Leiter / die Leiterin der „Jüdischen Abteilung“ in diesen Ausstellungssegmenten keine Befugnisse haben allenfalls vielleicht hätte ihm / ihr zugestanden werden können, Vorschläge und Vorkonzepte einzureichen, über die dann auf der höheren Ebene entschieden worden wäre. Und natürlich sollte er / sie notwendige Forschungsarbeiten für die höheren Abteilungsleiter leisten.

„Jüdische Themen“ in den Obergeschossen des Neubaus natürlich auch nur, so weit noch ein paar Ecken auszufüllen wären, denn in den Raumfolgen des Zickzack-Gebäudes sollten ja auch eine Arbeiterküche, ein Berliner Wohnzimmer, die Kunst der 1920er Jahre, ein Stück von der Berliner Mauer und andere berlinrelevante Ausstellungsobjekte ihren Platz finden.

Das „Jüdische Museum“ sollte nur noch auf Religion und das „jüdische Schicksal“ in der Zeit des Nationalsozialismus beschränkt bleiben und im Untergeschoß des Neubaus in den so genannten „Achsen“ angesiedelt sein. Wobei dann im Gesprächsaustausch mit den neuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Märkischen Museums auch die Stimmen kamen, die fragten: *Brauchen wir denn überhaupt noch ein Jüdisches Museum in unserem Neubau? Es gibt doch genug andere Plätze in Berlin, zum Beispiel die Wannsee-Villa, wo „das“ schon längst ausgestellt wird.*

Der Arbeitsraum des Leiters der Jüdischen Abteilung sollte weitab von den Ausstellungen im Palais Ephraim sein, was jedoch nur kurze Zeit angedacht wurde. Nach dem fusionierten Museumskonzept war nie ein Direktor für das Jüdische Museum geplant, schon ein Abteilungsleiter im Oberkustos-Rang war zu viel und die vorhandene Abteilungsleiterin sollte am liebsten freiwillig gehen. Hätte sie dies getan, wären für „Religion und Nationalsozialismus“ im Untergeschoß des Neubaus bis zur Ausstellungseröffnung lediglich Werkverträge vergeben worden. Auch ein Judaist / Judaistin sei *eigentlich* verzichtbar, denn ein promovierter Historiker und Kunsthistoriker wären ausreichend für das Thema.

Die Judaistik wurde, als die neuen Organigramme für das fusionierte Stadtmuseum aus Berlin Museum und Märkischem Museum ausgearbeitet wurden, auf die gleiche museumshierarchische Stufe mit der Volkskundlichen Sammlung und Prähistorischen Sammlung des Märkischen Museums gesetzt und sollte dem Abteilungsleiter „Geschichte“ untergeordnet sein.

All das war intern. Nach Außen wurde nach einem „Direktor“ für das Jüdische Museum gesucht.

Auf die „Fusionsgeschichte“ Berlin Museum – Märkisches Museum und seinen Folgen für die Idee, in Berlin ein Jüdisches Museum wieder aufzubauen, geht Daniel Bussenius sehr zurückhaltend ein,<sup>3</sup> obgleich es gerade dieses Thema ist, das im Statusstreit der 1990er Jahre den Hintergrund bildet und, davon ist auszugehen, letztlich die Ursache für das Scheitern der Integrationsidee der 1980er Jahre ist.

Konnte das Jüdische Museum mit einem stadthistorischen Museum vereinigt werden, das in der Nazi-Zeit die Ausplünderung der Berliner Juden mit betrieben hatte? Eigentlich nein. Aber nicht einmal Daniel Libeskind wollte 1990 davon etwas wissen: Eine Diskussion über diese Problematik hätte – vielleicht! – sein Bauprojekt gefährdet. Ihm ging es vorrangig ums Bauen, nicht darum, was in dem neuen Gebäude gezeigt werden würde. Er war daher mit allem einverstanden, was die Museumspolitik in dem Bestreben plante, um das „Jüdische Museum“ auf Religion und Nationalsozialismus zu reduzieren und im Untergeschoß zu platzieren. Das darf man dann wohl, ganz im Sinne der Hauptstadtposse, als seinen „Sündenfall“ am Jüdischen Museum betrachten.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Wörtlich zitiert nach: Bussenius, Einleitung, 2. Absatz.

<sup>2</sup> Über den Sammlungsaufbau für die Bibliothek des Jüdischen Museums Berlin erscheint im Juni 2015 mein Aufsatz „Willem Burgers. Ein Amsterdamer Antiquar im Geiste von Spinoza“ in der Zeitschrift *Imprimatur, Zeitschrift für Bücherfreunde*.

<sup>3</sup> Seite 76-77.

<sup>4</sup> Siehe hierzu mein ungedrucktes Manuskript: Die andere Hälfte. Das „Judensilber“ des Märkischen Museums im Kontext der Vereinigung von Berlin Museum und Märkischem Museum 1990 bis 1998, sowie: Kannibalen der Kulturpolitik. Als pdf-Dateien im Internet abrufbar unter: <http://www.bendt.org/Veroeffentlichungen.shtml>